

# **Digitales Brandenburg**

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Erinnerungen aus dem Leben eines alten Schulmannes**

**Ziel, Ernst**

**Leipzig, 1889**

II. Universitätsjahre.

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-6955**

Kraft des Talents, das sich auch unter den ungünstigsten Verhältnissen, ja selbst ohne Lehrer, Bahn bricht und entwickelt.

Ich glaube bei Kundigen sicherlich keinem Widerspruch zu begegnen, wenn ich behaupte, daß für die mittleren Köpfe, die doch immer die Mehrheit bilden, damals ungleich schlechter gesorgt war als jetzt, und daß die Durchschnittsbildung der Abgehenden ungleich niedriger stand als heutzutage.

Daß in meiner Jugend allerdings nicht über Überbürdung geklagt wurde und geklagt werden konnte, ist richtig; es arbeiteten eben Lehrer wie Schüler weniger, weil außer für das Lateinische und etwa das Griechische die Kraft der Lecteren kaum in Anspruch genommen wurde. Mathematik, das Deutsche und die neueren Sprachen lagen meist im Argen, Unterricht in der Physik wurde nur an wenigen Anstalten in den ersten Anfängen erteilt. Jetzt ist das ganz anders geworden; die Lehrer alle sind für die Fächer, die sie zu vertreten haben, tüchtig vorgebildet und nehmen auch für die sogenannten Nebenfächer die Arbeitskraft ihrer Schüler in Anspruch, und nur da, wo dies von einzelnen über Gebühr und ohne Rücksicht auf die gesamte Leistungsfähigkeit derselben geschah, hat mit Recht von Überbürdung die Rede sein können. Nachdem dagegen von Staatswegen ernstlich eingeschritten ist — übrigens hat man, meiner Erfahrung nach, von einzelnen Ausschreitungen, die unzweifelhaft vorgekommen sind, ausgehend, das ganze heutige Schulwesen dafür mit Unrecht verantwortlich gemacht und die Fehler, die das Haus treffen, der Schule zugeschoben, überhaupt aber die ganze Sache in unverständiger Weise aufgebauscht —, kann von Überbürdung an den Gymnasien im allgemeinen nicht mehr die Rede sein.

Ich hoffe, durch diese wahrheitsgetreue Schilderung der alten Schule, wie sie mir aus Erfahrung bekannt geworden ist, beigetragen zu haben, die irrige Ansicht von der „guten alten Zeit“, gleichsam „dem goldenen Zeitalter“ der Schule, die noch in so vielen Köpfen spukt, zu berichtigen.

## II. Universitätsjahre.

### Göttingen. (Michaelis 1836—Michaelis 1839.)

Nach bestandener Reifeprüfung hatten wir bis zum Beginn der Vorlesungen fast 4 Wochen Ferien. Dies ist für den angehenden Studenten die schönste Zeit seines Lebens, die einzige von aller Sorge

frei. Vorher und nachher hat ein fleißiger Schüler oder Student auch in den Ferien zu arbeiten, dies sind die einzigen, in denen er nichts Bestimmtes zu thun hat, und die er daher ohne Bedenken benutzen kann, wie er will. Ich habe in ihnen mich vorwiegend mit Shakespeare und Goethe beschäftigt, und damals zuerst, wo ich sie mit Muße lesen konnte, ihre Größe und Erhabenheit bewundern lernen. Die Bewunderung für beide ist mir für mein ganzes Leben geblieben, und je eingehender später meine Beschäftigung mit ihnen wurde, von Jahr zu Jahr gewachsen.

Im Oktober fand der Beginn der Vorlesungen statt. Man belegte sie damals bei den Professoren selbst und zahlte ihnen persönlich das Honorar. Diese Sitte war für beide Teile peinlich: nicht ohne Verlegenheit legte der Student seinen Louisd'or — dies der gewöhnliche Preis — auf den Tisch, nicht ohne Verlegenheit nahm der Professor ihn an; auch wurde es diesem nicht leicht, ein persönlich angebrachtes Gesuch um Erlaß des Honorars abzuschlagen, und doch konnte er es, außer im Falle eines Armutzeugnisses, nicht immer bewilligen, weil er auf den Ertrag seiner Vorlesungen mit angewiesen war. Ganz gewöhnlich aber war es damals, daß, wenn man zwei Vorlesungen bei einem und demselben Professor belegte, die eine frei gegeben wurde.

Durch Errichtung einer Quästur, wie in anderen Universitätsstädten, ist diese patriarchalische, für beide Teile aber recht unangenehme Sitte beseitigt.

Mit Ehrfurcht betrat ich zum erstenmal den Hörsaal; glaubte ich doch, wie gewiß viele mit mir, die Herren Professoren wären so gelehrt, daß sie über alle Rätsel des Lebens die zuverlässigste Auskunft zu geben vermöchten. Daß sie Menschen wären, wie wir, oft zweifelnd, schwankend, irrend, einander widersprechend, erfuhren wir erst allmählich: für mich wenigstens eine peinliche Enttäuschung.

Göttingen stand zu Anfang meiner Studien im Zenith seines Ruhms. Männer wie Gauß, Weber, Dahlmann, die Gebrüder Grimm, C. Dtfried Müller, Ewald, Herbart, Langenbeck waren Gelehrte ersten Ranges, denen sich andere mehr oder weniger ebenbürtige angeschlossen. Ihr Name lockte denn auch Studenten von allen Seiten heran, so daß im Winter des Jahres 1837 die Zahl derselben über 900 betrug. Das war für Göttingen und für die Zeit überhaupt, wo es viel weniger Studierende gab als jetzt, eine sehr bedeutende Zahl. Im folgenden Jahre sank sie aus später anzuführendem Grunde unter 600.

Auf Veranlassung des Geh. Justizrats Mitscherlich, des bekannten Herausgebers des Horaz, der, in freundnachbarlicher Verbindung mit

meinen  
hatte n  
das ph  
um bes  
Rate.

D. Müll  
er seine  
noch die

Di

mir Th

keiten,

freundli

der alte

Prüfung

er ein v

Entwack

kann. C

gelesenen

Die Übe

einstündi

gespröch

Hofrat I

scheinlich

Ich hatte

keine Asp

frohen M

Raum ha

zurief: „

mit „Nei

hatte. S

nämlich,

frankhafte

geprüft w

widerstand

Notlüge

durch mei

Zun

hatte, und

vor, den

ersten 10

keine Schr

meinen Eltern stehend, als k. Kommissar bei der Reifeprüfung mich hatte näher kennen lernen, meldete ich mich sofort zum Eintritt in das philologische Seminar. Ich selbst hätte damit gern noch gewartet, um besser dafür vorbereitet zu sein, folgte aber dem mir gegebenen Räte. Das Seminar stand damals unter Leitung Mitscherlichs, C. D. Müllers und Dissens, des letzteren freilich nur dem Namen nach, da er seiner Kränklichkeit wegen meiner Zeit weder eine Vorlesung halten noch die Seminarübungen leiten konnte.

Die Prüfung bei Mitscherlich bestand ich leidlich. Freilich machte mir Theokrit, den er mir vorlegte, der Mundart wegen Schwierigkeiten, da wir ihn auf der Schule nicht gelesen hatten; aber mit freundlicher Einhülfe ging es, und mit dem Lateinsprechen, auf das der alte Herr großes Gewicht legte, war er wohl zufrieden. Die Prüfung bei D. Müller verlief sehr günstig, hauptsächlich darum, weil er ein vorzüglicher Examinator war und von einem der Schule eben Entworfenen nicht mehr verlangte, als man billigerweise verlangen kann. Er wählte eine Stelle aus dem von uns in der Schule nicht gelesenen Oedipus Rex des Sophokles aus, nicht einen Chorgesang. Die Übersetzung war deutsch, die Erklärung lateinisch. Nach etwa einstündiger Prüfung sagte er mir — mit Mitscherlich hatte er schon gesprochen — die Aufnahme zu, bemerkte aber, daß ich auch noch dem Hofrat Dissen meinen Besuch machen müßte, obgleich er mich wahrscheinlich nicht vorlassen würde, da er jetzt gerade recht schwach sei. Ich hatte schon von anderer Seite gehört, daß er seit längerer Zeit keine Aspiranten zum Seminar mehr geprüft habe. So ging ich denn frohen Mutes zu ihm, ließ mich melden und — wurde angenommen. Kaum hatte ich die Thürschwelle überschritten, als er mir von fern zurief: „Haben Sie geraucht?“ Ich antwortete der Wahrheit gemäß mit „Nein“, da ich an dem Morgen noch keine Zeit dazu gefunden hatte. Hätte ich gewußt, was von meiner Antwort abhing, daß er nämlich, hätte ich „Ja“ gesagt, bei seiner Empfindlichkeit und seinem krankhaften Widerwillen gegen das Rauchen mich auf der Stelle ungeprüft weggeschickt haben würde, ich weiß nicht, ob ich der Versuchung widerstanden hätte, mich der drohenden Prüfung durch eine sogenannte Notlüge zu entziehen. Glücklicherweise entging ich dieser Versuchung durch meine Unwissenheit.

Zunächst befragte er mich über das, was ich in der Schule gelesen hatte, und legte mir dann den ersten Chorgesang aus Sophokles' Ajax vor, den wir in der Schule nicht gehabt hatten. Nachdem ich die ersten 10 Verse gelesen hatte — das anapästische Metrum machte keine Schwierigkeit —, sagte er: verte! Ich fing also an, deutsch zu

übersetzen, da aber hieß es: latine! Das war von einem, der eben von der Schulbank kam, offenbar zu viel verlangt. Ich hatte genug zu thun, um den Sinn herauszubringen, nun sollte ich auch zugleich die Übersetzung in lateinischer Sprache liefern! Natürlich ging es ziemlich stümperhaft, wenn ich auch die gelegentlichen grammatischen Fragen ganz gut zu beantworten wußte. Zum Schluß der Prüfung erwartete ich nichts anderes, als daß er mir sagen würde, ich sei noch nicht reif fürs Seminar. Zu meinem Erstaunen kam es umgekehrt. Er sagte, er sähe aus dem Examen, daß ich in einer guten Schule gewesen, und gab mir seinen Rat, wie ich für die Zukunft meine Studien einzurichten hätte. Meinem Eintritt ins Seminar stände nichts entgegen.

Da ich das unzweifelhaft richtige Gefühl hatte, daß mein Examen bei ihm ein recht mittelmäßiges gewesen war, so schließe ich aus dem Endergebnis, daß andere Bewerber vor mir es noch schlechter gemacht hatten: jedenfalls konnte seine Zufriedenheit mit dem meinigen nur eine sehr verhältnismäßige gewesen sein.

Ich hörte im ersten Halbjahr Vorlesungen bei Dahlmann, von Deutsch, Gervinus und D. Müller, dessen Vorlesungen ich in den folgenden Jahren so ziemlich alle besucht habe.

Dahlmann, der berühmte Historiker und Staatsrechtslehrer, eine hohe, männliche Gestalt, hatte zu Anfang jeder Vorlesung etwas Befangenes, das sich erst im Laufe derselben verlor. So jung und unerfahren ich war, hatte ich bei ihm das unmittelbare Gefühl einer festen, gediegenen, in sich abgeschlossenen Persönlichkeit: kein Wort, das nicht seiner Überzeugung entsprach. Sein Vortrag war weder glänzend noch fließend, er sprach niemals frei, sondern hielt sich beständig an sein Heft, wie das damals in Göttingen überhaupt die Regel war. Warm wurde er mitunter, pathetisch nie, gelegentlich satirisch, wie wenn er von dem schwachen Kaiser Friedrich III. (IV.), dem zu Deutschlands Unglück eine dreiundfünfzigjährige Regierung beschieden war, sagte, in einem Stücke sei er allen seinen Gegnern überlegen gewesen: er habe sie sämtlich totgelebt.

Ein Mann von konservativen Grundsätzen ging er stets von den „gegebenen“ Zuständen aus, wollte diese aber im Geiste echter Freiheit allmählich entwickelt wissen: jeder Überstürzung war er abhold. Er sprach in kurzen, markigen Sätzen, Ciceronianische Perioden liebte er nicht, sie hätten auch seinem Charakter nicht entsprochen. Bei den Studierenden stand er in hoher Achtung und Verehrung, auch ehe die Katastrophe von 1837 hereinbrach.

Mit wahrer Begeisterung, die sich mit jedem Halbjahre steigerte,

hörte i  
vor mi  
i 3 in  
mir se  
wieder  
tums  
gehabt  
gleichvi  
oder de  
trockene  
Gramm  
logie,  
Lehrer  
mehr d

F  
logische  
sogenan  
— so v  
die er  
so erla  
lichen  
Studien  
ich in  
war, ab  
Mitglie  
aber w  
beurteil  
nicht ei  
Fragen  
Urteil

Er  
und hab  
am Gyn  
D. Müll  
Müller  
manistif

Di  
so nahe  
Leben d  
so viele  
mit Bef

3tel,

hörte ich bei D. Müller. Noch jetzt, nach 50 Jahren, steht er lebendig vor mir, und es bedarf nicht seines übrigens wohlgetroffenen Bildes, das in meinem Arbeitszimmer neben dem von Kohlrausch hängt, um mir sein geistreiches, mildes, heiter und schalkhaft lächelndes Antlitz wieder vorzuführen. Er machte uns zuerst mit dem Geist des Altertums vertraut, von dem wir bis dahin nur eine dürftige Vorstellung gehabt hatten. Und jede seiner Vorlesungen war von hohem Interesse, gleichviel ob sie sich mit den griechischen Tragikern, oder dem Pindar, oder dem Thukydides, oder dem Persius und Juvenal, oder den an sich trockenen Schriftstellern de re rustica, oder der lateinischen und griechischen Grammatik beschäftigte. Griechische Altertümer, Mythologie, Archäologie, kurz, alle Gebiete der Philologie umfaßte er wie sein großer Lehrer Böckh mit gleich weitem Blick; erst nach ihm begann mehr und mehr die Spezialisierung der philologischen Wissenschaft.

Ich wurde ihm näher bekannt einmal als Mitglied des philologischen Seminars, sodann als Mitglied der von ihm gegründeten sogenannten Müllerschen Societät; fast jeder Professor der Philologie — so von Leutsch, Schneidewin, Wieseler — hatte eine solche Societät, die er persönlich leitete. Da hier nur lateinisch gesprochen wurde, so erlangten die meisten von uns eine große Fertigkeit auch im mündlichen Gebrauch dieser Sprache. Nachdem ich während des ersten Studienjahres der von Leutschschen Gesellschaft angehört hatte, trat ich in die Müllersche ein, die insofern von den übrigen verschieden war, als sie nicht von Müller persönlich, sondern von einem aus den Mitgliedern frei gewählten Vorsitzenden geleitet wurde. Die Arbeiten aber wurden ihm regelmäßig eingereicht, von ihm durchgesehen und beurteilt. Diese Einrichtung hatte den Vorzug, daß die Studierenden, nicht eingeengt durch die Autorität des Lehrers, die vorkommenden Fragen frei besprechen konnten und erst hinterdrein das maßgebende Urteil über Wert oder Unwert der Arbeit empfangen.

Ein Jahr lang bin ich Vorsitzender dieser Gesellschaft gewesen und habe ihr auch nach Beendigung meiner Studien als Probekandidat am Gymnasium zu Göttingen noch angehört. Sie wurde auch nach D. Müllers Tode unter Leitung des noch lebenden Professors Wilhelm Müller in Göttingen, der ein ebenso tüchtiger klassischer wie germanistischer Philologe ist, eine Zeitlang fortgeführt.

Durch diese Gesellschaft traten die Mitglieder derselben einander so nahe, daß aus Bekanntschaften Freundschaften wurden, die fürs Leben dauerten. Wie ich, so werden gewiß alle Mitglieder derselben, so viele davon noch leben — und deren werden sehr wenige sein — mit Befriedigung und Dankbarkeit auf die schöne Zeit gemeinschaft-

licher Arbeit und daran sich schließenden harmlosen Vergnügens zurückblicken.

Bei Herbart habe ich nur Logik gehört. Im ganzen wurde systematische Philosophie zu meiner Zeit von den Philologen vernachlässigt. Ich habe das später oft bedauert und als einen Mangel empfunden; auch für einen Philologen ist das Studium der Philosophie sehr nützlich, und es genügt nicht, sich mit der Geschichte derselben allein zu beschäftigen, was wir allerdings unter Ritters Anleitung thaten. Logik hörte ich mit einer großen Zuhörerzahl im heißen Sommer nachmittags von 4—5 Uhr. Das Lokal war so beschaffen, daß ein Teil — ein Anbau — von dem Vortragenden nicht übersehen werden konnte. Hier waren die Plätze, die am meisten gesucht und gern zu einem Schläfchen benutzt wurden. Ich hatte meinen Platz im Hauptsale und mußte wach bleiben, so schwer mir das auch zuweilen bei einer kolossalen Hitze und der mitunter trockenen Materie wurde. Oft hielt ich mich nur aufrecht durch die Spannung, ob Herbart den angefangenen Satz zu Ende führen oder darin stecken bleiben würde. Er sprach nämlich in so verschlungenen und kunstvollen ciceronianischen Perioden, daß letzteres sich wohl erwarten ließ. Es geschah aber nie, seine Perioden verliefen immer rund und glatt, wie ich das bei keinem andern Professor gefunden habe. Dabei sprach er vollkommen frei, ohne Heft; nur seinen gedruckten Leitfaden, der auch in unseren Händen war, hatte er vor sich, um uns gelegentlich darauf zu verweisen.

Wenn man einen periodischen Stil nach ciceronianischer Art für unsere Sprache für den angemessenen und berechtigten hält, was ich nicht thue, so hat es vielleicht nie einen größeren Stilisten gegeben als ihn, wenigstens habe ich nie einen gekannt. Daß eine solche Sprache aber für den Hörer auf die Dauer etwas Ermüdendes hat, kann ich aus Erfahrung bezeugen.

Von Gestalt war Herbart mittelgroß und wohlbeleibt und machte den Eindruck einer vornehmen Persönlichkeit. Daß ich nicht mehr bei ihm hörte, hatte auch darin seinen Grund, daß er durch sein Verhalten der Göttinger „Sieben“ gegenüber sich bei der Studentenschaft überaus mißliebig gemacht hatte. Er hatte nämlich als Dekan der philosophischen Fakultät bei einer Audienz in Rotenkirchen, wo König Ernst August sich der Jagd wegen aufhielt, sich im Namen der Fakultät mißbilligend über den von den Sieben gethanen Schritt ausgesprochen, wogegen denn andere sechs Professoren, voran D. Müller, einen energischen Protest veröffentlichten. Infolgedessen erwartete man auch ihre Absetzung, doch wagte die Regierung nicht, den früheren Schritt

zu wi  
tragen  
C  
Z  
zu En  
er ihn  
Herbar  
wenigst  
feiner  
man g  
diesem,  
sprechen  
die ihn  
ließ, un  
samkeit  
Geburt  
nicht zu  
Publiku  
erschien  
waren  
D  
unmutig  
faum b  
die Zeit  
anderen  
D  
Vorlesun  
gelehrte  
ein lang  
Nun ha  
daß er  
herumg  
die Cen  
wessen  
unterein  
ein Nach  
vorkam,  
Meier),  
aufgesch  
Offenbar  
Wert, do

zu wiederholen, die Universität hatte schwer genug an dem ersten zu tragen. Man begnügte sich also damit, den Protest einfach zu — übersehen.

Ein Gegenstück zu Herbart war Gervinus.

Wie jener die kunstvollsten Perioden bildete und immer glücklich zu Ende führte, so endete dieser selten einen längeren Satz so, wie er ihn begonnen hatte: Anakoluth über Anakoluth. Und doch! Wie Herbarts Vortrag trotz aller Schönheit etwas Einschläferndes — wenigstens für mich — hatte, so wußte Gervinus die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer stets zu fesseln und rege zu halten. Bei jenem war man gespannt, ob er denn nicht endlich einmal stecken bleiben, bei diesem, ob er nicht endlich einmal eine Periode dem Anfang entsprechend beenden würde. Es war dies Folge seiner Lebendigkeit, die ihn selbst hinriß und über den Gedanken die Form vernachlässigen ließ, und die ebenfalls seine Zuhörer hinriß und in stetiger Aufmerksamkeit erhielt. Wie in Herbart der Norddeutsche — er war von Geburt ein Oldenburger —, so war in Gervinus der Süddeutsche nicht zu verkennen. Seine Vorlesungen über deutsche Litteratur, sein Publikum über Goethes Briefwechsel mit einem Kinde, der kürzlich erschienen war, und dessen Unechtheit er zuerst unwiderleglich bewies, waren ebenso lehrreich wie fesselnd.

Daß er nach 1866 der Entwicklung der deutschen Verhältnisse unmutig und grollend gegenüberstand, habe ich lebhaft bedauert und kaum begriffen; daß er aber meinte, bei Dahlmann würde, wenn er die Zeit erlebt hätte, derselbe Fall eingetreten sein, ist ein schon von anderen genugsam widerlegter Irrtum.

Obgleich nicht Theologe, besuchte ich doch auch einige theologische Vorlesungen bei Lücke, Ewald und Gieseler. Der letztere war der gelehrteste und anerkannt gediegenste Kirchenhistoriker der Zeit, aber ein langweiliger Dozent, darum wurde bei ihm viel „geschwänzt“. Nun hatte er zur Kontrolle des Besuchs die Einrichtung getroffen, daß er im Halbjahr mehrere Mal einen sogenannten Präsenzbogen herumgehen ließ. Wessen Name jedesmal darauf stand, dem wurde die Censur „sehr fleißig“, wessen Name einmal, dem „fleißig besucht“, wessen Name keinmal, dem „belegt“ erteilt. Nun hatten die Zuhörer untereinander meist die Verabredung getroffen, daß für den Fehlenden ein Nachbar oder Bekannter unterschrieb, wobei es denn gelegentlich vorkam, daß ein Name verkehrt geschrieben wurde (z. B. Meyer statt Meier), oder daß der Name des Fehlenden gar zweimal von zwei Freunden aufgeschrieben wurde, wie das auch dem meinigen einmal begegnet ist. Offenbar war diese Art der Beaufsichtigung von mehr als zweifelhaftem Wert, doch wurde sie von ihm, wie ich gehört habe, auch später beibehalten.



Der Kirchenvater, wie er gewöhnlich genannt wurde, hatte eine so zahlreiche Nachkommenschaft — 24 Kinder von zwei Frauen —, daß, wenn sie ihm auf der Straße begegneten, er sie, wie man sagte, von fremden nicht habe unterscheiden können! Übrigens war er ein nicht nur um die Wissenschaft, sondern auch um die Stadt Göttingen hochverdienter Mann. Viele Jahre hindurch war er Wortführer der Stadtverordneten (Bürgervorsteher im Hannoverschen genannt) und stand an der Spitze von zahlreichen milden Stiftungen und Vereinen, auch leitete er als „Meister vom Stuhle“, wie erzählt wurde, die Loge zu Göttingen mit seltenem Geschick.

Er war ein Ehrenmann durch und durch.

Bei Ewald hörte ich, um das Hebräische, das ich auf der Schule angefangen, nicht ganz zu vergessen, Psalmen und außerdem biblische Theologie. Auch er gehörte zu den wenigen Professoren, die frei vortrugen, nur die Citate, die er gab, hatte er auf einen kleinen Zettel geschrieben. Er war ein geistreicher, anregender Lehrer, sein Vortrag voll Leben. Gesenius in Halle, der überall für einen der bedeutendsten Orientalisten galt, kam bei ihm sehr schlecht weg; er behandelte ihn als wenig mehr denn einen Ignoranten, natürlich mit dem größten Unrecht. Im Leben war er ein Kind und von kindlichster Naivetät. Man erzählte von ihm, und die Geschichte ist durchaus glaublich, daß, als ein Kollege ihn einst fragte: „Haben Sie denn von der Schlacht bei Bovenden gehört?“ (Dies ist ein kleiner Flecken in der Nähe Göttingens, scherzhaft gern französisch ausgesprochen, wo zwischen Studenten und Bürgern eine der gewöhnlichen Schlägereien stattgefunden hatte), er sofort nach dem Lesemuseum geeilt sei, um die Zeitungen nach dieser Schlacht zu durchstöbern, und sich gewundert habe, in ihnen kein Wort davon zu finden.

Von seinem kindlichen — um kein stärkeres Wort zu gebrauchen — Eigensinn kann ich aus eigener Erfahrung die nachfolgende Probe mitteilen. Es war meiner Zeit Sitte, daß, wenn der Professor einmal seine Citate so rasch gegeben hatte, daß die Studenten nicht nachgekommen waren, sie mit den Fingern bescheiden an den Tisch klopfen, worauf dieselben dann wiederholt wurden. Als dies einst auch bei ihm geschah, sagte er ganz ärgerlich: „Und ich sage es doch nicht, und ich sage es doch nicht, und wenn Sie nicht aufhören, gehe ich weg!“

Vom praktischen Leben verstand er weniger als ein Kind. Umso mehr war es zu bedauern, daß nach der Einverleibung Hannovers in Preußen die deutsch-hannoversche, d. h. welfische Partei ihn zu bestimmen wußte, wiederholt ein Mandat für den Reichstag anzunehmen

und für  
Diese  
Mann  
große  
lesung  
zurück,  
ihm hö  
als fol  
Wenn  
Akadem  
Darum  
kendes  
hörern  
Bescheid  
In  
B  
und Ar  
Gelehrs  
ist, bei  
weilig.  
gelernt,  
habe ich  
In  
Jubiläum  
Mitfeier  
Sommer  
Die Stu  
je nach  
Arbeiten  
Stadt fr  
aufs sch  
Zögling  
staat an  
Da  
denken;  
geboten  
Duell ve  
die man  
Student,  
dem Dbe

und sich hier durch seine wunderbaren Reden lächerlich zu machen. Diese traurige Rolle hätte man dem ebenso gelehrten wie ehrenwerten Manne ersparen sollen.

Abt Bücke verband mit umfassenden und feinen Kenntnissen eine große Liebenswürdigkeit im Benehmen. Als ich bei ihm seine Vorlesung über die Korintherbriefe belegte, gab er mir das Honorar zurück, indem er sagte, es freue ihn jedesmal, wenn ein Philologe bei ihm höre. Er war selbst ein feiner Philologe, und man konnte auch als solcher bei ihm lernen. Lateinisch sprach und schrieb er vortrefflich. Wenn auch im ganzen positiv, huldigte er doch dem Grundsatz der Akademie, daß man über das Wahrscheinliche nicht leicht hinauskomme. Darum hatten denn seine Erklärungen und Ansichten oft etwas Schwankendes und Unsicheres: eine größere Entschiedenheit würde seinen Zuhörern mehr imponiert haben. Es war das aber ein Ausfluß seiner Bescheidenheit, die ihn von absprechenden Urteilen zurückhielt.

Ich bewahre ihm eine dankbare Erinnerung.

Bei von Leutsch habe ich verschiedene Kollegien über Sophokles und Aristophanes gehört. Er war ein Mann von staunenerregender Gelehrsamkeit, und ein junger Philologe lernte, was eine Hauptsache ist, bei ihm arbeiten; doch waren seine Vorlesungen geistlos und langweilig. Schneidewin als Lehrer habe ich nur im Seminar kennen gelernt, in das er nach Dissens Tode mit v. Leutsch eintrat; gehört habe ich bei ihm nicht.

Im September 1837 feierte die Universität ihr hundertjähriges Jubiläum. Es war ein großartiges Fest, dessen Erinnerung allen Mitfeiernden unvergeßlich geblieben ist. Schon während des ganzen Sommers wurden dazu von allen Seiten die Vorbereitungen getroffen. Die Studenten versammelten sich fast täglich zu sogenannten Beratungen je nach Corps, Landsmannschaften oder freien Vereinigungen; zum Arbeiten blieb wenig Zeit. Der Festzug war überaus stattlich, die Stadt für die zahlreich herbeigeströmten Fremden und Deputationen aufs schönste geschmückt, der Festball glänzend. Der König, selbst ein Bögling der Georgia Augusta, war mit den Ministern und dem Hofstaat anwesend.

Daß es dabei auch an komischen Szenen nicht fehlte, läßt sich denken; floß doch der Wein in Strömen, was dem Studenten selten geboten wurde. So kam es vor, daß ein Vater mit seinem Sohne ein Duell verabredete, als beide an einer Vertiefung der Straße ruhten, die man sonst nicht zum Ruhen zu wählen pflegt. So klopfte ein Student, der des Guten etwas zu viel gethan hatte, auf dem Festballe dem Oberschulrat Rohkrausch — dieser hat uns die Geschichte selbst

erzählt — auf die Schulter und flüsterte ihm die Worte zu: „Alter Kohltrusch, nicht aus der Schule schwagen!“

Es waren für uns Tage des fröhlichsten Jubels. Ausschreitungen kamen nicht vor, und wo einmal jugendlicher Mut überschäumte, drückte die Polizei verständigerweise ein Auge zu, ja, sie erlaubte — sie hätte es auch nicht hindern können — für diese Tage das Rauchen auf der Straße, das vorher verboten war und auch nachher bis zum Jahre 1848 verboten blieb.

Daß sich schon damals eine drohende Wolke über Stadt und Land erhob, die sich nach wenigen Wochen entladen sollte, ahnten wir freilich nicht. Bei den Kundigen aber, die wußten, daß der König mit dem Umsturz der vom durchlauchtigsten Bundestage anerkannten Verfassung, des sogenannten Staatsgrundgesetzes, umging, war die Feststimmung, wie nachher bekannt wurde, eine sehr gedrückte: die Atmosphäre schwül, wie vor dem Ausbruch eines Gewitters. Glücklicherweise hatten wir Studenten keine Ahnung davon, sondern gaben uns mit ganzer Seele dem Festrausche hin.

Aber wie bald nach diesen Tagen wurde es anders! Die Blüte der Universität war mit dem Herbst desselben Jahres geknickt. Durch einen Gewaltstreich des Königs Ernst August wurden sieben der bedeutendsten Lehrer, deren Namen in Deutschland und über Deutschland hinaus bekannt waren, Dahlmann, Jakob und Wilhelm Grimm, Gervinus, Albrecht, Ewald, Weber, ihrer Stellen entsetzt und zum Teil (Dahlmann, J. Grimm, Gervinus) landesverwiesen. Und warum? Waren sie etwa Demagogen und Verführer der Jugend? Man versuchte allerdings sie dazu zu stempeln, die offiziöse Presse gab sich alle Mühe, aber es wollte ihr nicht gelingen, die Wahrheit zu fälschen. Abgesehen von wenigen feilen Stimmen war die öffentliche Meinung in Hannover und in ganz Deutschland einig: bei dem Protest der Sieben gegen den ihnen zugemuteten neuen Eid, in dem von dem Staatsgrundgesetze, auf das sie beeidigt waren, nicht mehr die Rede war, handelte es sich nicht um politische Ansichten — gehörte doch der größere Teil derselben unzweifelhaft der konservativen Partei an —, sondern es war eine That des Gewissens, der sie ihre bürgerliche Existenz zum Opfer zu bringen kein Bedenken trugen. Und das gerade ist es, was diese Männer so hoch stellt.

Welche Erregung uns ergriff, als wir von der verfügten Maßregelung unser geliebten Lehrer hörten, steht mir noch jetzt nach mehr als 50 Jahren lebendig vor der Seele. Es litt uns nicht zu Hause, wir eilten auf die Straße und weinten mit den Kommilitonen, wie Kinder, die ihre Eltern plötzlich verloren haben. Wir suchten Trost

bei an  
tunge  
Polizei  
der Ju  
und T  
Straße  
leistete  
gefüllt  
um sie  
Weise  
D  
ihren  
bekannt  
einer b  
pfang z  
— es i  
um des  
zu prah  
M  
mußten  
zur Lan  
verleihen  
doch ge  
machten  
hausen,  
schied er  
„D  
des Red  
Mann v  
Stätte“  
markte  
versität  
Die  
wieder z  
überall v  
kann ma  
Wissensch  
mußte fü  
von den  
einzelne  
Dstern 18

bei anderen, den wir für uns nicht finden konnten. Zu Ausschreitungen, wie man befürchtet hatte, kam es nicht, das Aufgebot von Polizei und Gensdarmmerie war ganz überflüssig. Aber auch die bei der Jugend zumal so natürlichen Äußerungen des Gefühls der Trauer und Teilnahme wollte man unterdrücken, wir wurden angewiesen, die Straßen zu verlassen, und wer diesem Gebote nicht augenblicklich Folge leistete, wurde verhaftet und auf den Karzer geschleppt. Als dieser gefüllt war, forderte man anderen nur die Legitimationskarten ab, um sie an den folgenden Tagen, sobald wieder Platz wurde, in gleicher Weise abzustrafen.

Da die Vorlesungen für das Winterhalbjahr vor kurzem erst ihren Anfang genommen hatten, so ließen die abgesetzten Professoren bekannt machen, daß, wer sein Honorar zurück haben wollte, sich zu einer bestimmten Zeit bei ihnen melden möchte, um es wieder in Empfang zu nehmen. Und da fanden sich denn in der That einige Junker — es ist fast unglaublich, aber wahr —, die es zurückforderten, nicht um des Geldes willen, sondern um auf diese Weise mit ihrer Loyalität zu prahlen!

Als die drei landesverwiesenen Professoren die Stadt verlassen mußten, und die Studenten in großer Zahl sich anschickten, sie bis zur Landesgrenze zu begleiten, wurde allen Mietskutschern und Pferdeverleihern verboten, ihnen für den Tag Wagen oder Pferde zu stellen; doch gelang die Absicht dieses Manövers nicht. Viele Studenten machten sich zu Fuß auf den Weg und begleiteten sie bis Wizenhausen, einem hessischen Grenzstädtchen, wo der endliche bewegte Abschied erfolgte.

„In einem Lande, wo brutale Gewaltthat selbst nur die Maske des Rechtes vorzunehmen nicht für nötig achtet, ist weder für einen Mann von Gewissen, noch für einen Mann der Wissenschaft eine Stätte“ — mit diesen und anderen, noch stärkeren Worten brandmarkte Gervinus das Verfahren gegen die Sieben, das für die Universität so verhängnisvoll werden sollte.

Die Regierung gab sich alle Mühe, die verwaisten Lehrstühle wieder zu besetzen, aber allenthalben holte sie sich Körbe, und das überall verbreitete frivole Wort: „Professoren und Schauspielerinnen kann man für Geld haben“, erfüllte sich zur Ehre der deutschen Wissenschaft nicht. Jeder irgend bedeutende Mann lehnte ab, man mußte sich darum mit unbedeutenden Kräften begnügen und Lehrer von den Gymnasien wider ihren Willen an die Universität versetzen: einzelne Lehrstühle blieben ganz unbesetzt. So kam es denn, daß Ostern 1838 die Zahl der Studierenden um etwa 300 abnahm, und

es dauerte bis zum Jahre 1848, ehe die Hochschule sich von diesem Schlage wieder zu erholen anfing.

Doch alles dies gehört der Geschichte an, ich gehe darauf nicht weiter ein. Nur noch eine Bemerkung.

Man sagte und glaubte anfangs, der König habe die Verfassung nur aus dem Grunde umgestürzt, weil er es mit dem monarchischen Prinzip, wie er es verstand, für unverträglich gehalten habe, von dem Lande wie ein bezahlter Diener eine Civilliste anzunehmen und deshalb die Domänen, die dem Lande überwiesen waren, hätte zurück haben wollen. Wäre das allein seine Absicht gewesen, so würde es durch Verhandlung mit den Ständen auch ohne Verfassungsumsturz wahrscheinlich zu erreichen gewesen sein. Überdies konnte er eines Königs schwerlich das für unwürdig halten, was in den mächtigsten Königreichen, wie England und Frankreich, und in den meisten deutschen Staaten die Regel war. So mußte denn wohl ein anderer unausgesprochener Grund zu seinem Vorgehen vorhanden sein, und der lag in einer Bestimmung des Staatsgrundgesetzes, nach der sein Sohn, weil blind, nicht zur Regierung gelangen konnte. Es hätte deshalb demnächst für ihn eine Regentschaft eingesetzt werden müssen. Das aber sollte vermieden, sein blinder Sohn regierender König werden. Und nun sehe man, was dieser Rechtsbruch für Folgen hatte! Wäre für König Georg eine Regentschaft eingesetzt worden, so würde diese in richtiger Erkenntnis der realen Verhältnisse sich im Jahre 1866 mit Preußen ohne Zweifel verständigt haben, und Dynastie und Königreich wäre in relativer Selbständigkeit, wie etwa das Königreich Sachsen, erhalten geblieben. Der König Georg aber, übrigens ein einsichtiger und wohlwollender Fürst, lebte, eben weil er nicht sehen konnte, in Idealen und Illusionen: er konnte seinen Ratgebern nicht ins Auge sehen und ließ sich darum von unberufenen täuschen, während er den berufenen und wohlmeinenden nicht traute.

So war denn der große, unentschuldbare Rechtsbruch Ernst Augusts der letzte und eigentliche Grund des Untergangs seiner Dynastie.

Doch nun zurück zu mir.

In Göttingen wurde im ganzen fleißig gearbeitet, namentlich auch von den Philologen. Auch ich that meine Schuldigkeit und war im Sommer um fünf, im Winter um sechs Uhr früh am Arbeitstisch. So war es mir möglich, schon zu Ende des sechsten Studienhalbjahrs meine Staatsprüfung zu bestehen, wozu mir die nötige Dispensation erteilt worden war, nachdem ich erklärt hatte, meine Studien hinterher noch ein halbes Jahr fortsetzen zu wollen. Ich habe das auch während meines Probejahrs in Göttingen gethan, da mein Plan, nach Berlin

zu geh  
diums

seine U

geschä

land, v

durch

geführt

alt —

neuer,

davon

gemein

vater

schwere

in wen

machen

gewesen

gemein

B

mehr =

diese b

Univer

legenhe

auch n

entziehe

weigerl

oder au

heutzute

unsittlic

zu ver

Studen

kodexes,

U

diese n

wo nich

ernstlich

Nachsch

Richter

lange n

ständen

barbaris

zu gehen, wegen Nichtbewilligung eines von mir erwarteten Stipendiums sich zerschlagen hatte.

Ich war der letzte Kandidat, den D. Müller geprüft hat, und seine Unterschrift unter meinem Zeugnis habe ich stets als hohe Ehre geschätzt. Wenige Tage nach meinem Examen ging er nach Griechenland, von wo er nach Gottes Rathschluß nicht zurückkehren sollte. Sein durch Überanstrengung bei Ausgrabungen in glühender Hitze herbeigeführter Tod in der Blüte des Lebens — er wurde nur 42 Jahre alt — war für die ohnehin so schwer heimgesuchte Universität ein neuer, ich darf dreist sagen, unersehlicher Verlust. Die erste Nachricht davon kam nach Göttingen durch die Augsburger (Münchener) Allgemeine Zeitung, und der erste, der sie darin las, war der Schwiegervater des Verstorbenen, der Geheime Justizrat Hugo, dem nun die schwere Aufgabe zufiel, seiner nichts ahnenden Tochter, die den Gatten in wenigen Monaten zurück erwartete, diese entsetzliche Mitteilung zu machen. Von seiner Krankheit war auch der Familie nichts bekannt gewesen: es war ein Wetterschlag aus heiterm Himmel. Eine allgemeinere Trauer als um ihn hat es in Göttingen wohl nie gegeben.

Zuletzt noch ein Wort über das damalige Duellwesen oder vielmehr Unwesen. Das Duell war bei den Corps die Hauptsache, und diese beherrschten durch ihre Geschlossenheit und Einheit die ganze Universität und gaben den Ton an. Sie beanspruchten bei allen Gelegenheiten den Vorrang und wußten ihn zu erzwingen. Einem wenn auch noch so frivol herbeigeführten Zweikampf durfte sich niemand entziehen, ohne seine studentische Existenz zu opfern. Ihn traf unweigerlich der Berruf: niemand wagte ferner mit ihm umzugehen oder auch nur zu sprechen. Allmählich ist das besser geworden, und heutzutage können ernste, gewissenhafte Jünglinge, die das Duell als unsittlich verwerfen, ruhig weiter studieren, ohne ihre sogenannte Ehre zu verlieren. Das war zu meiner Zeit nicht möglich, die ganze Studentenschaft stand unter dem Bann der Corps und ihres Ehrenkodexes, der jetzt glücklicherweise mehr und mehr gebrochen ist.

Überhaupt würde es meines Erachtens gar nicht so schwer werden, diese noch jetzt bestehende, wenn auch nicht mehr so verbreitete Unsitte wo nicht auszurotten, so doch wesentlich einzuschränken, wenn man ernstlich wollte. So lange man aber dies Unwesen mit unverdienter Nachsicht behandelt und selbst bei Verwundung oder Tötung vom Richter nur auf milde Festungsstrafe erkannt werden darf, und so lange noch der militärische Ehrenkodex den Zweikampf unter Umständen als eine gebieterische Pflicht verlangt, so lange wird sich diese barbarische Unsitte auch auf den Universitäten erhalten. Geradezu un-

begreiflich und unverantwortlich ist es aber, daß selbst sogenannte christlich-konservative Blätter die Stirn haben, das Duell ungeachtet in Schutz zu nehmen. Da muß ja alles Reden von Christentum eitles und heuchlerisches Gerede sein, wenn man in diesem Punkte demselben geradezu Hohn spricht. Und ist denn wirklich ein so großer Unterschied zwischen dem Zweikampf auf Säbel oder Pistole der höheren und dem auf Stock oder Messer der niederen Stände? Doch mit wie verschiedenem Maße wird Verwundung oder Totschlag in beiden Fällen gemessen! Mag das erstere vielen ritterlicher erscheinen, sittlicher ist es in meinen Augen um nichts.

Zum Schluß noch ein heiteres Erlebnis aus der Zeit meines akademischen Lebens, das mit diesem an sich zwar in keiner Verbindung steht, mir aber doch stets in Erinnerung geblieben ist.

Es war in den Osterferien 1837 im April, wenn ich mich nicht irre am 6., als mein Bruder und ich an einem schönen, sonnigen Frühlingstage beschloßen, einen Spaziergang nach dem ein Stündchen von Göttingen entfernten Gladebeck zu machen, um hier eine unserm Hause befreundete Predigerfamilie zu besuchen. Wir machten uns nach Tisch auf den Weg und wollten am Abend zurück sein, allein unsere Rückkehr verspätete sich um volle acht Tage. An demselben Nachmittage um fünf Uhr fing es an zu schneien, und da der Schnee bei der milden Witterung feucht war, lud uns der Pastor ein, die Nacht da zu bleiben und andern Tages, wenn der Weg abgetrocknet sei, zurückzukehren. Inzwischen fuhr es fort zu schneien, der ganze Himmel stand voller Schneeflocken, und am anderen Morgen war an Rückkehr nicht mehr zu denken. So dauerte der Schneefall drei Tage und drei Nächte ununterbrochen fort. Am ersten Tage war im Dorfe noch so viel Verbindung, daß der der Pfarre ganz nahe wohnende Lehrer des Orts abends zu uns kommen und beim Whist den vierten Mann machen konnte, am zweiten Tage war auch dies nicht mehr möglich, ja am Sonntage, dem dritten Tage des Schneefalles, war an Gottesdienst nicht zu denken. Dem Pastor, der doch kaum zwanzig Schritt von der Kirche entfernt wohnte, wäre es unmöglich gewesen, dahin zu gelangen, der Schnee reichte bis zum Dache derselben. Glücklicherweise fehlte es im Hause nicht an Lebensmitteln, sonst hätten wir hungern müssen, denn Bäcker und Schlachter waren nicht zu erreichen. So fügten wir uns in das Unvermeidliche mit gutem Humor, der uns selbst, was viel sagen wollte, bei dem sogenannten „Uslarschen Pastorenkanaster“, den wir zu rauchen gezwungen waren, nicht völlig verließ.

Nach acht Tagen, als eine leidliche Verbindung hergestellt war, kehrten wir nach Göttingen zurück. Unsere Eltern hatten sich nicht

allzuseh  
wie wir  
In  
gewesen  
Bürgerf  
mein se  
den Civ  
seiner  
bleiben  
Di  
ganz. M  
noch na  
in Clau  
Süddeu  
wo der  
mit ihre  
überall  
Bahn g  
Da  
frühling  
befürchte  
und das  
in die  
Be  
der Sta  
kochen.  
Hilfe de  
sei. Un  
triumph  
wonnene  
nicht w  
mehr u  
sich spät  
Da  
zu sagen  
wenn si  
schweiger  
aus, ein  
glänzend  
der Stu  
jährlich

allzusehr geängstigt, sondern sich unser Ausbleiben gerade so erklärt, wie wir gehofft hatten.

In Göttingen war der Schneefall ebenso anhaltend und stark gewesen, doch hatte man hier eher für Bahn, wenigstens auf den Bürgersteigen, gesorgt. Doch war es auch hier so arg gewesen, daß mein seliger Vater, der regelmäßig jeden Nachmittag um vier Uhr den Civillklub besuchte, dessen Räumlichkeiten kaum fünf Minuten von seiner Wohnung entfernt waren, am dritten Tage hatte zu Hause bleiben müssen, weil der Weg dahin ungangbar gewesen war.

Dieser so späte Schneefall am 6., 7. und 8. April war über ganz Norddeutschland verbreitet; seinesgleichen habe ich weder vorher, noch nachher, obgleich ich fünf Jahre auf dem schneereichen Oberharz in Clausthal gewohnt habe, erlebt. Ähnlich wird es in Mittel- und Süddeutschland kurz vor Weihnachten des Jahres 1886 gewesen sein, wo der Norden im ganzen davon verschont blieb. Daß die Posten mit ihren Insassen — Eisenbahnen gab es noch nicht — unterwegs überall drei bis vier Tage liegen bleiben mußten, ehe für leidliche Bahn gesorgt werden konnte, ist selbstverständlich.

Da die Luft vor und nach wie bei dem Schneefall milde und frühlingmäßig war, wurde infolge des raschen Tauens hohes Wasser befürchtet. Es trat aber nicht ein, die Sonne sog die Feuchtigkeit auf, und das Wasser konnte in das weiche Erdreich eindringen, ohne sich in die Bäche und Flüsse zu ergießen.

Bei unserer Rückkehr fanden wir bei uns wie in allen Häusern der Stadt die Hausfrauen in eifrigster Thätigkeit, um — Seife zu kochen. Es hatte sich nämlich überall die Meinung verbreitet, daß mit Hilfe des Schneewassers eine doppelte Menge von Seife zu gewinnen sei. Und das schien sich auch zu bewahrheiten: die Frauen wiesen triumphierend auf die Menge und den Umfang der von ihnen gewonnenen Stücke hin und thaten sich auf diesen Akt der Sparsamkeit nicht wenig zugute. Allmählich aber, als dieselben beim Trocknen mehr und mehr zusammenschrumpften, wurde man kleinlaut und ließ sich später nicht gern an das sparsame „Seisefochen“ erinnern.

Das Leben in Göttingen — um auch darüber noch ein Wort zu sagen — war derzeit wohlfeil. Viele Studenten kamen, zumal wenn sie einen Freitisch hatten, der für Hannoveraner und Braunschweiger ohne Schwierigkeit zu erhalten war, mit 200 Thalern gut aus, ein Wechsel von 300 Thalern war beneidenswert, von 400 Thalern glänzend. Wohnungen waren, namentlich nach 1838, wo die Zahl der Studenten sich merklich gelichtet hatte, für vier bis fünf Louisd'or jährlich in großer Auswahl zu haben, dafür Stube und Kammer.



Denn daß ein Student nur über einen Wohnraum, der zugleich Schlafzimmer war, geboten hätte, wie das in den größeren Universitätsstädten, z. B. Berlin und Leipzig, die Regel ist, kam in Göttingen nie vor.

Der Preis für das gewöhnliche Mittagessen, das aus der Gar Küche ins Haus geholt wurde, betrug monatlich vier Thaler. Dafür gab es vier Gerichte. Weniger über die Menge als über die Güte derselben wurde oft genug geklagt. Aus eigener Erfahrung kann ich darüber nicht sprechen, da ich das Glück hatte, bei meinen Eltern zu Mittag essen zu können. Und doch — was konnte man für 40 Pfennig täglich mehr verlangen! Die bemittelteren fanden für sechs Thaler monatlich in verschiedenen Gasthäusern, auch ohne Weinzwang, einen vortrefflichen Tisch.

Das gewöhnliche Getränk bildete auch schon damals das Bier, jetzt Lager- oder bayerisches Bier, damals Bitterbier genannt. Und diesen Namen führte es mit Recht, denn es war bitter wie Galle. Aber dieses Bitter kam sicherlich nicht allein von Hopfen, sondern, wie allgemein geglaubt wurde, von allerlei Zuthaten, die mit Hopfen keine Ähnlichkeit hatten. Die Wirkung des mehr oder minder reichlichen Biergenusses waren denn unerträgliche Kopfschmerzen, die den ganzen folgenden Tag anzuhalten pfl egten. Leider gab es damals noch kein Gesetz gegen die Verfälschung von Nahrungsmitteln; wie würde es in dem Falle der städtischen Brauereiverwaltung ergangen sein! Der Grund für dieses Elend lag in dem der städtischen Brauerei verliehenen Privilegium, nach welchem in der Stadt und deren Bannmeile nur städtisches Bier verschenkt werden durfte. Freilich hatte man zur Zeit der Verleihung nur Süßbier gekannt, aber nichtsdestoweniger wurde es auch auf das viel später aufgekommene Lagerbier bezogen. Im Wege eines langwierigen Rechtsstreites wurde es später endlich durchgesetzt, daß auch die Einfuhr fremder Biere gestattet wurde. Aber wie viele Generationen nach meiner Zeit wurden noch durch dies Getränk vergiftet!

Nur in einer kleinen Schenke an der Grohnder Straße durfte, ich weiß nicht in Folge welchen Vorrechts, auch fremdes Bier, namentlich Kasseler Märzbier, verschenkt werden. Da dies aber die Kneipe für die Corps war, so hatte die große Mehrheit der Studenten davon nichts. Wollten diese also einmal etwas Besseres trinken, als das abscheuliche Göttinger Bier, so mußten sie einen Ausflug nach Nörten, Northeim, Münden oder am besten nach Kassel machen, was denn auch im Anfange des Halbjahrs recht häufig geschah: um die Mitte oder gar den Schluß desselben wurden solche Ausflüge aus naheliegenden Gründen seltener oder hörten ganz auf.

## 1. Gym

Mo  
Grotesen  
Seminar  
immer a  
der Univ  
Vorlesun  
bunden.  
gestürzt,  
tüchtige  
schon au  
freilich —  
und hab  
in König  
denen er  
gamm. I  
sich aber  
am zahl  
wenden.  
zelnen G  
überall  
verlocken  
durchführ  
nur in d  
Ran  
Schulmän  
der f. F  
Seminar  
die nötig  
und im  
Ranke, e  
Direktor  
der Pfor  
Leistunge  
breitete  
rifer und  
war, ein  
digen Ge